

gesamt. Die Materie als nach aristotelisch-scholastischer Lehre konstitutives Prinzip der einzelnen Welt Dinge begründet deren ursprünglichen Seins- und Wirkzusammenhang. Die konstitutive Funktion der Materie tritt jedoch bei C. keineswegs klar hervor. Deshalb wohl wird nicht recht verständlich, warum der Gleichheit der einzelnen der Vorrang gebührt vor der Identität des Eidos und warum auch Aristoteles für C. noch zu idealistisch, „durchaus Platoniker“ ist (39 85 f.). Deshalb entsteht vor allem der Eindruck, daß das Nichts (= Materie!) als immanentes Moment des Absoluten dieses nun doch in notwendige Korrelation zu den auf dem Feld des Nichts sich differenzierenden Welt Dingen setze und daß darin C. *doch* Hegel zu nahe komme. Auch die Aufstellung, „daß, wenn überhaupt Substanzen sind, die Substanzen einfach sein müssen“ (47), bedarf der Differenzierung.

Die konstitutive Wechselbeziehung, nach C. „ein in der Philosophie schon steril gewordener Gedanke“ (85, vgl. 48), scheint dem Rez. erst am Beginn ihrer möglichen Fruchtbarkeit für die scholastische Metaphysik zu stehen. Dennoch möge das nicht als schroffer Gegensatz zur Überzeugung des Verf.s verstanden werden. Als bescheidener Wunsch vielmehr, daß sich das von der Transzendentalphilosophie zur Tradition der philosophia perennis spannende Denken C.s nicht ohne die wünschenswerten Auseinandersetzung kreuze mit der von der Scholastik in die moderne Philosophie vorstoßenden Forschung, etwa des heutigen Thomismus in Deutschland. Solche Auseinandersetzung würde auch die Alternative im Kapitel über Kant (23—38) — Seinsdenken oder Urteilsapriori? — zu einem ergänzenden Ausgleich mildern. Vor allem aber könnte die klassische Spekulation über die letzten Fragestellungen der philosophischen Gotteslehre, über Erkenntnis und Freiheit Gottes gegenüber der Welt, wertvolle Klärung und weiterführende Anregung bieten. Jedenfalls ist auch dieser schmale Band C.s, der eine Kategorienlehre als „Theorie der Entäußerungsmodi des Absoluten“ (89) grundlegen will, gehaltvoller als manches dicke Buch der philosophischen Tagesproduktion, dem einzig der Name des Verf.s Beachtung und Verbreitung sichert.

(S. 66, Z. 7 v. o., statt „Letztbegründetes“: „Letztbegründendes“ und kein Komma nach „Bestimmtheit“ [?]; S. 78, Z. 13 v. u., statt „dem Sein“: „das Sein“; statt „Akzidenz“ passim besser „Akzidens“.)

W. Kern S. J.

Aristoteles, *Magna Moralia*. Übersetzt von Franz Dirlmeier (Aristoteles Werke in deutscher Übersetzung, 8). gr. 8<sup>o</sup> (480 S.) Berlin 1958, Akademie-Verlag, 38.— DM.

Vorliegender 8. Bd. des deutschen Aristoteles, ein Werk mustergültiger philologischer und interpretatorischer Gründlichkeit, enthält zunächst die Übersetzung der *Magna Moralia* (MM) in flüssigem und verständlichem Deutsch mit gelegentlichen verdeutlichenden Zusätzen (5—90) und die Erläuterungen, bestehend aus der Einleitung (93—147) und dem Kommentar (149—480).

Die Existenz dreier Ethiken, so führt D. in der Einleitung aus, kennzeichnet die Eigenart aristotelischen Denkens im Vergleich zu Platon (95—97). Die Begründung der Dreizahl der Ethiken, in denen im Vergleich zur Metaphysik kein tiefgehendes Neudenken sichtbar wird und die im Aufbau, Richtungssinn und Inhalt (96, 97, 184) identisch sind, hat in der Forschung viele Antworten gefunden. D. selbst meint, diese könne nur auf Grund durchgehender Einzelinterpretationen gegeben werden.

Der Titel der MM gibt keine Auskunft über ihren Ursprung (97—99). Er sieht nach Gelehrtentätigkeit aus. Dagegen gaben EN und EE Anlaß zu Vermutungen über Verfasser, Adressat und Herausgeber.

Die Untersuchung der antiken und byzantinischen Bezeugungen der MM (99—110) lehrt, daß vom 1. Jahrh. v. C. bis zu den Byzantinern die MM als echtes Werk des Aristoteles angesehen wurde, ein Verdacht der Unechtheit ist nicht nachweisbar. Auch im Hochmittelalter (110—112) galt die Große Ethik als Werk des Aristoteles. In der Neuzeit, etwa bis 1798, hat sie keine besondere Beachtung gefunden (112—113); in dieser Zeit war wohl Caelius Secundus Curio (†1569) der erste, welcher die Echtheit der MM bezweifelte (113). Über die wissenschaftliche Erforschung der MM in der Zeit von 1798—1957 berichtet D. auf S. 113—147. Eine Zeit sauberer philologischer Arbeitsmethode im Dienste der Erschließung der aristotelischen Ethik setzt mit der

Gründerzeit der Altertumswissenschaft ein. Systematisch wird die aristotelische Ethik in Einzelarbeiten durchforscht, aber MM wird nur beiläufig behandelt. Schleiermacher trat in glänzender Form für die Echtheit ein; aber in der ganzen Zeit nach Schleiermacher bis v. Arnim hat niemand MM für echt gehalten (119).

Eine neue Phase der Ethikforschung begann, als man durch den Entwicklungsgedanken ein Gesamtbild von Aristoteles erhielt. Dieser Gedanke, ein Produkt des 19. Jahr.'s, wurde von W. Jaeger groß gestaltet (130). Für W. Jaeger und seine Schule ist MM das Produkt eines Epigonen, ein Auszug aus EE und EN, ihr Verfasser ein Peripatetiker. Für diese Auffassung gilt folgende Reihe: Platon—EE—EN—MM. Die entgegengesetzte These vertritt ein anderer Gelehrter von Ruf, v. Arnim; für ihn besteht diese Reihenfolge: MM—EE—EN. Die These W. Theilers bedeutet einen Kompromiß zwischen Jaeger und Arnim: MM in der uns vorliegenden Gestalt sei nacharistotelisch, beruhe aber auf einer Vorlesung, die Aristoteles zwischen EE und EN gehalten habe; Theiler nennt sie daher ME = Mittlere Ethik, entstanden durch Weiterarbeit an EE. Vielleicht nach Theophrast sei dann MM gefertigt worden, aus einer Nachschrift von ME, also ‚lebendiges Wort‘ des Aristoteles fixierend, nicht papierener Weise EE und EN ineinander arbeitend (139). Klarer als bisher hebt Theiler die aristotelischen Elemente von MM hervor. Leider legte aber Theiler nicht die interpretatorische Arbeit, die zu diesem Ergebnis führte, vor; ferner vernachlässigte Theiler die Form von MM.

Aus dieser von zwei so hervorragenden Gelehrten wie Jaeger und Arnim getragenen Kontroverse ergeben sich u. a. folgende Forderungen für die Erhellung der Probleme um MM, deren Stil mit keinem Werke des Corpus Aristotelicum, auch nicht mit den unechten Schriften, vergleichbar ist (138, Anm. 1). Nur saubere Einzelinterpretation kann Klärung bringen. Der unverkennbare Zusammenhang platonischer und aristotelischer Ethik muß auf breiter Grundlage durchforscht werden (134). Eine genaue Sprachuntersuchung ist erforderlich, um festzustellen, ob das Werk aristotelisch, unaristotelisch, nacharistotelisch oder hellenistisch ist (138). Dies alles soll im Kommentar berücksichtigt werden, indem D. „Satz für Satz den Gang der Gedanken und ihre Form beobachtet“ (146).

Die Berücksichtigung dieser Forderungen im Kommentar (149—480) führt u. a. zu folgenden Ergebnissen: MM ist ein selbständiger Entwurf aus einem Guß ohne Großkomposition und in der handbuchartigen Form der Topik; wenigstens inhaltlich stammt MM von Aristoteles (185). Alle drei Ethiken, welche inhaltlich übereinstimmen (249), sind je drei eigenständige Entwürfe, aus deren gegenseitigem Vergleich sich mit Sicherheit ergibt, daß ein im wesentlichen nicht veränderter Fundus von ‚Materialien‘ im Peripatos vorhanden war. Nirgends läßt sich ein Tasten, erstmaliges Finden konstatieren... In welcher Form diese Grundmaterialien vorhanden waren, wissen wir nicht genau“ (272). Mit diesem Grundstock, der dem philosophischen Bewußtsein stets präsent war, habe Aristoteles dasselbe Thema mit zunehmender Ausführlichkeit behandelt. EE ist fast zweimal, EN dreimal so groß wie MM. MM ist also weder zu begreifen als ein mechanisch aus EE und EN gefertigtes Kompendium noch als deren Kommentar, noch als Urzelle, aus der sich organisch EE und EN entwickelt hätten (206 247 433). MM weist durchgehend enge Zusammenhänge mit der Topik und vor allem mit Platon auf (433). Der Zusammenhang mit Platon wie der Abstand ist in allen 3 Ethiken nicht wesentlich verschieden (273).

Die sprachliche Form ist rein aristotelisch, berührt sich gelegentlich mit Platon, auf jeden Fall eine gute attische Diktion (185). Nirgends wird man gezwungen ins hellenistische Zeitalter hinabzusteigen. Gewisse fremde Spracheinflüsse betreffen nur Außerlichkeiten und könnten zur Last des peripatetischen Herausgebers gehen (147 185).

Nicht ganz leicht ist die Datierung. Das Schicksal Mentors 1197 b 21 legt es nahe, MM sei nicht vor etwa 342 geschrieben (347).

Aus der Erkenntnis, daß heutige Aristotelesforschung nicht von Platon losgelöst werden kann, wird in den Erläuterungen platonisches Gedankengut in vielen Einzelhinweisen wie in vortrefflichen zusammenhängenden Darstellungen herangezogen. Dabei scheint aber eine Eigenform platonischen Philosophierens, bedeutsam für die Charakterisierung beider Denker, zu wenig beachtet zu sein, ich meine das Mathematische, das Platons Gedankenwelt durchgehend prägt. MM 1186 b 36—38 sagt:

„einen Kreis z. B. kann jeder ziehen, aber nun auch dessen Mittelpunkt zu bestimmen, das ist schwer“ (Übersetzung Dirlmeier); ähnlich EN 1109 a 24—26: „den Mittelpunkt des Kreises findet nicht unterschiedslos ein jeder, sondern nur der Wissende“. Das Auffinden des Kreismittelpunktes ist also schon für den Leser bzw. Hörer des Aristoteles eine Leistung, die einen Fachmann erfordert. Nimmt man noch hinzu EE 1226 a 22—30, wo die Kreisquadratur als Gegenstand hingestellt wird, über den man nicht berät, erkennt man, daß Aristoteles sich mit Rücksicht auf seine Hörer nur auf einfache mathematische Beispiele stützen kann, eine Tatsache die auch bestätigt wird etwa durch die vielen mathematischen Kundgebungen der Physik. Anders dagegen Platon, der in mathematische Tiefenschichten eindringt und sie seiner Philosophie einbaut. Das oben erwähnte delische Problem führt zum Vergleich auf die bekannte Menonstelle 86 e — 87 b, wo Platon sich mit einer kubischen Aufgabe beschäftigt, die uns an das Problem von Zirkel und Lineal erinnert. Auch im Philebos tritt die eben erwähnte euklidische Proportionenlehre auf; es sei nur an die wichtigste Stelle 23 c — 31 a erinnert. Mit ihrer Hilfe wird zur Problembehandlung ein neues Untersuchungsmittel bereitgestellt. Diese Eigenform platonischer Problembehandlung im Philebos wird man berücksichtigen müssen, wenn man Philebos heranzieht zum Verständnis der aristotelischen Lustabhandlungen im MM II 7, EN VII 12—15, EN X 1—5, Rhet. I 11 (395; vgl. auch Lieberg, *Die Lehre von der Lust in den Ethiken des Aristoteles*, 1958). Viele andere Begriffe in MM erinnern an den gerade bei Platon genannten mathematischen Problembereich, z. B. 211, 14, 13: *συνμέτρων*; 214, 16, 1: *ἔχειν πρὸς*; 216, 16, 11: *μεσότης* und 218, 17, 2 (Bd. 6, 304, 80, 2): *ὑπερβολή-ἔλλειψις*; 317, 36, 1: *τὸ τῶ ἀνάλογον ἴσον*, usf. (vgl. O. Toeplitz, *Das Verhältnis von Mathematik und Ideenlehre bei Plato*, 1929; A. D. Steele, *Über die Rolle von Zirkel und Lineal in der griechischen Mathematik*, 1936, hier weitere Literatur; Rezension: Schol 30 (1955) 421—424 und 241—244). In der Ergründung des Verhältnisses von Mathematik und Philosophie steht die Forschung noch vor einem langen Weg, aber eines steht schon jetzt fest: für das Verständnis Platons ist dies Verhältnis wesentlich. K. Ennen S. J.

Lieberg, G., *Die Lehre von der Lust in den Ethiken des Aristoteles* (Zetemata, 19). gr. 8<sup>o</sup> (130 S.) München 1958, Beck. 15.— DM.

Aristoteles hat der Lust drei große Untersuchungen gewidmet: 1. Rhetorik 1369 b 30—1372 a 3; 2. Nik. Eth. 1152 a 36—54 b 31; 3. Nik. Eth. 1172 a 16—1176 a 29.

Vorliegende Arbeit aus der Schadewaldt-Schule, die Überarbeitung einer Dissertation aus dem Jahre 1953, untersucht diese drei aristotelischen Lustabhandlungen im Geiste der Jaegerschen Aristotelesforschung und möchte die Entwicklung des aristotelischen Lustdenkens klar legen, seinen historischen Quellbereich bestimmen und den Einfluß fremden Denkens auf Aristoteles herausheben (23). Das Ergebnis der Untersuchung ist kurz dieses:

1. In der Definition Rhetorik 1369 b 33—35 (23—42) bestimmt Aristoteles die Lust *physiologisch* als „totale und wahrnehmbare Wiederherstellung in die zukommende Natur“ (28). Das grundlegende Gedankengut dieser Wesensbestimmung entnahm er dem platonischen Philebos, die Eigenleistung des Aristoteles bestand darin, die platonische Beschreibung der Phänomene definitorisch zusammenzufassen (91 38). Selbst das begriffliche Gehäule der Definition besteht aus platonischem Wortmaterial (91); nur einzelne Ausdrücke, wie z. B. *ὑπάρχειν* (zukommen), ein grundlegender Begriff aristotelischer Seinslogik (29), weisen hin auf eine dem Aristoteles eigentümliche Seinsbewältigung (91). Aristoteles bildet aber das platonische Gedankengut weiter, in dem er einmal *unterscheidet* zwischen Lust und Lustvollem, d. h. der die Lust bewirkenden Ursache; dann *erweitert* Aristoteles die obige physiologische Bestimmung des Philebos durch die Höchstform der Lust, wenn die „wiederhergestellte Natur tätig ist“ (32), d. h. wenn die Lust in der wiederhergestellten Natur nachwirkt (32). Ihre Beschreibung weist hin auf die spätere Anschauung der Lust als „Tätigkeit“ (91).

Neben die physiologische Bestimmung der Lust tritt bei Aristoteles auch die Untersuchung der *psychischen* Zustände, bei denen Lustempfindungen auftreten; dabei werden drei Arten lustverbundener psychischer Zustände sichtbar: „Wahr-